



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ERNST JÜNGER – SÄMTLICHE WERKE

Tagebücher I-VIII

- Band 1 Der Erste Weltkrieg
- Band 2 Strahlungen I
- Band 3 Strahlungen II
- Band 4 Strahlungen III
- Band 5 Strahlungen IV
- Band 6 Strahlungen V
- Band 7 Strahlungen VI, VII
- Band 8 Reisetagebücher

Essays I-IX

- Band 9 Betrachtungen zur Zeit
- Band 10 Der Arbeiter
- Band 11 Das Abenteuerliche Herz
- Band 12 Subtile Jagden
- Band 13 Annäherungen
- Band 14 Fassungen I
- Band 15 Fassungen II
- Band 16 Fassungen III
- Band 17 Ad hoc

Erzählende Schriften I-IV

- Band 18 Erzählungen
- Band 19 Heliopolis
- Band 20 Eumeswil
- Band 21 Die Zwille

Supplement

- Band 22 Späte Arbeiten – Aus dem Nachlaß

Ernst Jünger

Sämtliche Werke 20
Erzählende Schriften III

Eumeswil

Klett-Cotta

Die 22 Bände der Sämtlichen Werke, die zwischen 1978 und 2003 bei Klett-Cotta erschienen sind (1–18: 1978–1983; Supplemente 19–22: 1999–2003), enthalten Ernst Jüngers Fassung letzter Hand. Ihr folgt diese Taschenbuchausgabe in Seiten- wie Zeilenumbruch. Offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die posthum erschienenen Supplementbände integriert. Der vorliegende Band entspricht Band 17 der gebundenen Ausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96320-5

EUMESWIL

INHALT

Eumeswil

Die Lehrer 11

Abgrenzung und Sicherheit 93

Nachtbar-Notizen 161

Ein Tag auf der Kasbah 205

Ein Tag in der Stadt 345

Vom Walde 363

Epilog 380

EUMESWIL

ERSTDRUCK 1977

DIE LEHRER

I

Mein Name ist Manuel Venator; ich bin Nachtsteward auf der Kasbah von Eumeswil. Mein Äußeres ist unauffällig; ich kann bei Wettkämpfen auf einen dritten Preis rechnen und bin der Frauen wegen nicht in Verlegenheit. Ich bin bald dreißigjährig; mein Charakter wird als angenehm empfunden – das setzt schon mein Beruf voraus. In politischer Hinsicht gelte ich als zuverlässig, wenngleich nicht als besonders engagiert.

Soviel kurz zur Person. Meine Angaben sind aufrichtig, obwohl noch ungenau. Ich werde sie allmählich präzisieren; insofern enthalten sie den Ansatz zu einer Disposition.

*

Das Ungenaue zu präzisieren, das Unbestimmte schärfer und schärfer zu bestimmen: das ist die Aufgabe jeder Entwicklung, jeder zeitlichen Anstrengung. Daher treten im Lauf der Jahre die Physiognomien und Charaktere deutlicher hervor. Das gilt auch für die Handschriften.

Der Bildhauer steht zunächst dem rohen Block, der puren Materie gegenüber, die jede Möglichkeit umschließt. Sie antwortet dem Meißel; er kann zerstören oder Wasser des Lebens, geistige Macht aus ihr befreien. Das liegt im Unbestimmten, selbst für den Meister; es hängt nicht gänzlich von seinem Willen ab.

Das Ungenaue, das Unbestimmte, auch der Erfindung, ist nicht das Unwahre. Es mag unrichtig, doch es darf nicht unaufrichtig sein. Eine Behauptung – ungenau, doch nicht unwahr – kann Satz für Satz erläutert werden, bis endlich die Sache ins Lot kommt und ins Zentrum rückt. Beginnt jedoch die Aussage mit einer Lüge, so muß sie durch immer neue Lügen unterstützt werden, bis schließlich das Gebäude zu-

sammenbricht. Hierher mein Verdacht, daß schon die Schöpfung mit einer Einfälschung begann. Wäre es ein simpler Fehler gewesen, so ließe sich das Paradies durch Entwicklung wiederherstellen. Aber der Alte hat den Baum des Lebens sekretiert.

Das streift mein Leiden: irreparable Unvollkommenheit, nicht nur der Schöpfung, sondern auch der eigenen Person. Es führt zur Götterfeindschaft auf der einen Seite und auf der anderen zur Selbstkritik. Vielleicht neige ich darin zur Übertreibung, jedenfalls schwächt beides die Aktion.

Doch keine Sorge: ein moraltheologischer Traktat ist nicht beabsichtigt.

2

Zu präzisieren ist zunächst, daß ich zwar Venator heiße, jedoch nicht Manuel, sondern Martin; das ist, wie es bei den Christen heißt, mein Taufname. Bei uns wird er durch den Vater verliehen; er nennt den Geborenen, indem er ihn aufhebt, bei Namen und läßt ihn die Wände beschreien.

Manuel dagegen ist mein Rufname während der Zeit, in der ich hier auf der Kasbah Dienst leiste; er wurde mir durch den Condor verliehen. Der Condor ist mein Dienstherr als derzeitiger Machthaber von Eumeswil. Er residiert seit Jahren auf der Kasbah, der Hochburg, die etwa zwei Meilen jenseits der Stadt einen kahlen Hügel krönt, den man seit jeher den Pagos nennt.

Dieses Verhältnis von Stadt und Festung findet sich an vielen Orten wieder; es ist nicht nur für die Tyrannis das bequemste, sondern für jedes persönliche Regiment.

Die vom Condor gestürzten Tribunen dagegen hatten sich unauffällig in der Stadt gehalten und vom Municipio aus regiert. »Wo nur *ein* Arm ist, wirkt er stärker am langen Hebel; wo Viele zu sagen haben, bedarf es der Gärung: sie durchsetzen die Bestände wie Sauerteig das Brot.« So Vigo, mein Lehrer; von ihm wird noch die Rede sein.

Warum nun hatte der Condor gewünscht und damit befohlen, daß ich Manuel genannt werde? War ihm der iberische Anklang lieber, oder war Martin ihm nicht genehm? So hatte ich zunächst vermutet, und in der Tat gibt es eine Abneigung oder zum mindesten eine Empfindlichkeit gewissen Vornamen gegenüber, die wir nicht genug berücksichtigen. Manche behaften ein Kind für sein Leben mit einem Namen, der ihren Wunschträumen entspricht. Ein Gnom tritt ein und stellt sich als Cäsar vor. Andere wählen den Namen des Herrn, der gerade das Ruder führt, so wie es auch hier bei arm und reich schon kleine Condore gibt. Auch das kann schädigen, besonders in Zeiten ohne sichere Erbfolge.

Zu wenig, und das gilt für die meisten, wird auch beachtet, ob der Vor- mit dem Familiennamen harmoniert. »Schach von Wuthenow«: das ist anstrengend, fast eine phonetische Zumutung. Dagegen: »Emilia Galotti«, »Eugénie Grandet« – das schwebt leicht und ausgewogen in den akustischen Raum. Natürlich ist »Eugenie« gallisch und nicht germanisch zu betonen: *Öjénie*, mit abgeschwächtem Ö. Ganz ähnlich hat das Volk hier den Namen des Eumenes abgeschliffen: es wohnt in Ömswil.

Jetzt kommen wir der Sache näher: der ausgesprochenen Musikalität des Condors, der »Martin« widerspricht. Das ist verständlich, denn die Mittelkonsonanten klingen hart und schartig, sie kratzen im Ohr. Mars ist der Namenspatron.

Merkwürdig freilich ist dieses Zartgefühl bei einem Herrn, der seine Macht den Waffen verdankt. Den Widerspruch begriff ich erst nach längerer Beobachtung, obwohl er auf jeden seinen Schatten wirft. Jeder nämlich hat seine Tag- und seine Nachtseite, und mancher wird mit der Dämmerung ein anderer. Beim Condor ist dieser Unterschied in ungewöhnlicher Schärfe ausgeprägt. Im Äußeren bleibt er zwar derselbe: ein Hagestolz mittlerer Jahre in der leicht vorgebeugten Haltung des Mannes, der oft zu Pferde sitzt. Dazu ein Lächeln, das viele gewonnen hat – verbindliche Jovialität.

Doch das Sensorium ändert sich. Der Tagraubvogel, der Greifer, der weithin späht und ferne Bewegungen verfolgt,

wird nächtlich; die Augen erholen sich im Schatten, das Gehör verfeinert sich. Es ist, als ob ein Schleier vor das Gesicht fiele und neue Quellen der Wahrnehmung sich öffneten.

Der Condor legt Wert auf Fernsicht; selten wird ein Bewerber bei ihm Glück haben, der eine Brille trägt. Das gilt besonders für Kommandostellen bei der Truppe und der Küstenwacht. Wer dazu heransteht, wird zu einem Plauderstündchen eingeladen, bei dem der Condor ihm auf die Zähne fühlt. Sein Kabinett überhöht das flache Dach der Kasbah durch eine runde, drehbare Glaskuppel. Während des Gespräches pflegt der Condor sich der Sehkraft des Aspiranten zu versichern, indem er auf ein Schiff oder ein sehr fernes Segel hinweist und nach dessen Art und Richtung fragt. Gewiß sind sorgfältige Prüfungen dem vorausgegangen; das eigene Urteil soll sie bestätigen.

*

Mit der Verwandlung vom Tag- in den Nachtraubvogel wendet sich auch die Neigung vom Hund zur Katze, die beide auf der Kasbah gehegt werden. Der Raum zwischen der Burg und der ringförmigen Außenmauer ist der Sicherheit wegen unbepflanzt und flach gehalten, also zum Schußfeld bestimmt. Dort schlummern starke Doggen im Schatten der Bastionen oder spielen auf der Fläche umher. Da die Tiere leicht lästig werden, ist eine Brücke vom Platz, an dem die Wagen halten, bis zum Eingang der Kasbah geführt.

Wenn ich auf der Fläche zu tun habe, betrete ich sie nie ohne einen der Wärter; ich staune über die Gelassenheit, mit der sie die Tiere anfassen. Mir ist es schon widrig, wenn die Schnauzen mich anstoßen oder die Zungen mir die Hand lecken. Die Tiere sind in vielem klüger als wir. Offenbar wittern sie meine Befangenheit, die sich zur Angst steigern könnte – – – dann würden sie über mich herfallen. Wo das Spiel aufhört, weiß man bei ihnen nie. Das haben sie mit dem Condor gemein.

Die Doggen, dunkle Tibeter mit gelben Schnauzen und gelben Brauen, dienen auch zur Jagd. Sie rasen vor Freude,

wenn sie in der Frühe das Horn hören. Man kann sie auf die stärksten Gegner loslassen; sie greifen den Löwen und das Nashorn an.

Diese Meute ist nicht die einzige. Entfernt von der Kasbah, doch von der Höhe aus einzusehen, dehnt sich am Strande eine Anlage von Ställen, Remisen, Volieren, offenen und gedeckten Reitbahnen. Dort sind auch die Zwinger der Windhunde. Der Condor liebt es, mit seinen Mignons hart am Meer zu galoppieren; dabei umschwärmt sie das Rudel fahlgelber Steppenhunde; sie sind für die Gazellenjagd bestimmt. Ihr Lauf erinnert an die Rennfahrer und Balltreter, die hier in der Arena triumphieren: Intelligenz und Charakter sind der Hetze zum Opfer gebracht. Die Schädel sind schmal, mit abgeflachten Stirnen, die Muskeln spielen nervös unter der Haut. Sie hetzen ihr Opfer in langer Jagd zu Tode, unermüdlich, als ob ein Spiralwerk in ihnen abrollte.

Die Gazelle könnte oft noch entinnen, wenn sie nicht durch den Falken gestellt würde. Der Stößer wird abgehäutelt und in die Luft geworfen; die Hunde und hinter ihnen die berittenen Jäger folgen seinem Fluge, der sie zum Wild leitet.

Diese Jagd auf den weiten, nur mit Halfagras bestandenen Flächen bietet ein großes Schauspiel; die Welt wird einfacher, während die Spannung wächst. Das zählt zum Besten, was der Condor seinen Gästen bietet; er selbst genießt sie festlich, und ein Vers vom Rand der Wüste scheint eigens für ihn erdacht:

Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd
Sind mehr als zwanzig Weiber wert.

Es versteht sich, daß dabei die Falknerei mit allen Finessen des Fanges, der Haltung und Abrichtung in Ehren steht. Jagd- und Würgfalken werden im Lande mit dem Schlagnetz erbeutet; andere, darunter schneeweiße Tiere aus dem Hohen Norden, kommen weither. Der Gelbe Chan, sein höchster Jagdgast, bringt sie dem Condor alljährlich zum Präsent.

Die Falknerei zieht sich weiträumig am Ufer des Sus entlang. Die Lage am Fluß ist günstig für die Abrichtung. In den Auwäldern nisten zahllose Wasservögel; sie sammeln sich, um zu fischen, auf den überschwemmten Sandbänken. Vor allem der Reiher eignet sich zur Schulung von Falken, die zur Jagd auf Federwild bestimmt werden. Dabei sind wiederum andere Hunde nötig: langohrige Spaniels, die gern ins Wasser gehen; ihr Fell ist weißfleckig, damit der Schütze sie im Schilf erkennt.

Der Hauptfalkner ist Rosner, ein studierter Zoologe, der sich aus Passion der Jagd zuwandte. Und er tat recht daran, denn Professoren findet man hier in beliebiger Menge, während ein solcher Falkner zu den Glücksfunden zählt.

Professor ist er außerdem. Ich sehe ihn häufig auf der Kasbah und in seinem Institut, begegne ihm auch zuweilen auf einsamen Gängen im Revier. Einmal begleitete ich ihn während des Wanderfalkenzuges zu einem seiner Ansitze. Die Steppe grenzt dort an einen Bestand haushoher Ginsterbüsche, in deren Schatten der Vogelsteller sich verbarg. Eine Taube an langem Faden diente als Lockvogel. Wenn ein Falk sich näherte, gab Rosner der Taube einen Ruck, damit sie aufflatterte. Wurde sie nun vom Räuber gegriffen und gehalten, so ließen beide sich ohne Mühe bis zu einem Ringe ziehen, durch den der Faden lief und bei dem das Schlagnetz niederfiel.

Der Vorgang war spannend als ein Muster intelligenter Nachstellung. Es kamen Umstände hinzu, die über die Grenzen der menschlichen Sicht hinausreichten und magisch anmuteten. So muß die Taube schon aufsteigen, wenn ein Falk vorbeizieht, den selbst das schärfste Auge nicht entdeckt. Dem Falkner dient dabei als Späher ein gescheckter Vogel von Drosselgröße, den er neben der Taube fesselt und der den Stößer in unglaublicher Ferne vielleicht eher ahnt als erkennt. Dann warnt er mit schallendem Geschrei.

Magisch wirkt diese Jagd insofern, als sie die Welt zu fiedern scheint. Die Jäger eilen sich mit ihrer Beute in der Beteiligung; sie schwingen sich in ihre Listen ein. Nicht nur der

dunkle Fallensteller, der sein Leben bei dem Geschäft verbracht hatte, auch der studierte Ornithologe verwandelte sich zum Papageno, war als Trautntänzer dabei. Mich selber überkam das schnelle und tiefe Atmen der Passion.

Dabei ist anzumerken, daß ich kein Jäger bin, ja daß mir ungeachtet meines Namens die Jagd zuwider ist. Vielleicht sind wir alle zum Fischen und Vogelstellen geboren, und Töten ist unsere Aufgabe. Nun gut, dann habe ich die Lust transformiert. Bei der Reiherbeiz fühle ich eher mit dem Opfer als mit dem Falken, der es schlägt. Immer wieder sucht der Reiher an Höhe zu gewinnen, und immer wieder wird er überflogen, bis endlich das Gefieder stiebt.

Die Gazelle ist eines der zärtlichsten Wesen: schwangere Frauen halten sie gern in ihrer Nähe, das Auge wird von den Dichtern gerühmt. Ich sah es brechen am Schluß der Hetze, während der Falk im Staube flatterte, die Hunde hechelten. Die Jäger töten das Schöne besonders gern.

*

Doch nicht vom Auge der Gazelle ist jetzt die Rede, sondern von dem des Condors und seiner Tagessicht. Allerdings werde ich mich mit der Jagd noch befassen müssen, und zwar in verschiedenen Dimensionen, doch nicht als Jäger, sondern als Beobachter. Die Jagd ist ein Regal, ein Vorrecht der Fürsten; sie erfaßt das Wesen der Herrschaft nicht nur symbolisch, sondern auch rituell, durch das vergossene Blut, das die Sonne bescheint.

*

Mein Amt bringt es mit sich, daß ich mehr an der Nachtseite des Condors teilhabe. Dann sieht man Blaßgesichter mit Brillen, oft wie im Eulennest beisammen – – – Professoren, Literaten, Meister brotloser Künste, reine Genießer, die zum Behagen beitragen. Der Scharfsinn hat sich nun auf das Ohr verlegt. Anspielungen liegen nicht mehr in den Worten, sondern nur im Ton noch oder selbst in der Mimik – dann